

## Buchbesprechungen

**Norman Birnbaum, Nach dem Fortschritt. Vorletzte Anmerkungen zum Sozialismus, Deutsche Verlags-Anstalt, München 2003, 530 S., 34 €**

Wer zwei Schritte nach vorne macht und dann gezwungen wird, einen davon wieder zurückzugehen, ist im Verhältnis zur rechnerischen Nettoschrittfolge unverhältnismäßig enttäuscht. Diesen Eindruck vermitteln in diesen Jahren nicht nur die durch Verteilungskrisen aufgeheizten Öffentlichkeiten der Zivilgesellschaft, sondern auch der Soziologe und Politikberater Norman Birnbaum in seiner trotzigen, bisweilen verbitterten Aufarbeitung von Geschichte und Gegenwart der sozialistischen Bewegung in Europa und den USA. Birnbaum balanciert gekonnt über den Abgrund, der sich zwischen einer wissenschaftlichen, rekonstruktiven Erforschung gesellschaftlicher Handlungsmotive einerseits und der unvermeidlich normativ-kritischen Selbstverliebtheit politischer Diskurse öffnet. Der politische Kampf ist wohl durchweg und unvermeidlich normativ, geht es in ihm doch um kollektiv bindende, gesellschaftliche Entscheidungen. Wissenschaftliche Diskurse nehmen nicht selten - ohne entsprechend folgenreich zu sein - dieselbe Haltung ein. Jedoch bräuchten sie das, wie schon der selbst so politische interessierte Max Weber den Gesellschaftswissenschaften ins Stammbuch geschrieben hat, keinesfalls *unvermittelt* zu tun. Es ist ja ganz offensichtlich, dass, wer als wissenschaftlicher Berater weiterentwickelte, zukünftige Formen der sozialstaatlichen Solidarität entwickeln möchte, beide Seiten braucht: Kenntnisse über Sein *und* Sollen der Motive, die wirtschaftliche und politische Akteure jenseits dessen, was sie öffentlich vorgeben (müssen),

*wirklich* leiten. Wohlfahrtsstaatliche Projekte sind letztlich zwar nur mit entschlossenem, engagiertem Kampf realisierbar. Gleichwohl nützen die bei Birnbaum durchweg im Vordergrund stehende normative Betrachtung und seine intellektuelle Enttäuschung über die politische Ernüchterung der letzten Jahrzehnte für einen neuen Sozialkontrakt der Zukunft allein nichts.

Das Problem, über das sich die Befürworter zukunftsfähiger *welfare state deals* heute unablässig den Kopf zerbrechen müssen, liegt in der fehlenden Tatbereitschaft der Akteure trotz des Rückzugs des Staates, der inzwischen auch Deutschland erreicht hat. Selbst viele Arbeiter wählen Berlusconi, Haider, Le Pen und Buchanan. Die Schar der Intellektuellen, die nach einer neuen Zukunft der Solidarität schreien, ist denkbar klein. Und noch schlimmer wird Birnbaums Alptraum dadurch, dass selbst die politischen Linken inzwischen von deregulierten Arbeitsmärkten *à la américaine* und gesundgeschrumpfter Sozialstaatlichkeit träumen.

Birnbaums Geschichte der sozialistischen Bewegung bietet zwar einen kompetenten Überblick über jene Epoche, in der die zwei Schritte nach vorne gemacht wurden. Aber eine Geschichte des Sozialismus, die im Jahre 2001 veröffentlicht wird, hätte, um auf der Höhe der Zeit zu sein, den *welfare state deal* stärker in seiner historischen Bedingtheit darstellen müssen, um die Chancen für zukünftige Formen des Wohlfahrtsstaats überhaupt realistisch zu erfassen. Solidarität ist zwar eine tragfähige Banneraufschrift im politischen Kampf um soziale Teilhabe. Aber man darf heute nicht vergessen, dass die dominieren-

den Mächte der asymmetrischen Gesellschaft (Coleman), wie auch Birnbaum anerkennt, eben nicht auf der emotional aufgeheizten Straße, sondern in den *sine ira et studio* rechnenden Etagen der weberianischen Herrschaftscontainer sitzen. Versammlungssolidarität ist flüchtig, formale Entscheidungsmacht hingegen beharrlich. In Zeiten der globalen Netzwerkgesellschaft und den Grenzen des Wachstums erdrücken die unsolidarischen Sachzwänge jede utopische Energie. Die stahlharten Gehäuse der Hörigkeit werden eher noch härter, anstatt von Konflikten gesprengt zu werden.

Birnbaum möchte weiterhin für sozialistische Positionen streiten, weil die Gesellschaft nicht allein vom freien Spiel der Märkte abhängen dürfe. Das hat sie aber nie getan. Blickt man etwas weniger dramatisierend als Birnbaum auf die Entwicklung der modernen Wohlfahrtsstaaten, wird man zu einem differenzierteren, weniger aufgeregten Urteil kommen. Der *welfare state deal* ist keinesfalls am Ende. Vielmehr wird heute noch klarer, dass er auf eine entgegenkommende ökonomische und gesellschaftliche Dynamik, kurz: auf Wachstum verteilter Wertschöpfung angewiesen war und auch in Zukunft sein wird. Es macht uns heute sicherlich keinen Spaß, der kühlen Globalisierung der Wertschöpfungsketten und dem konsequenten *lean management* ins Auge zu sehen, wenn man sich die Gesellschaft als solidarische, normativ-moralisch integrierte Einheit vorstellt. Es nützt mit Blick auf die Zukunft jedenfalls wenig, die Tatenlosigkeit der Menschen und selbst der Intellektuellen trotz moralisch aufzuladen, die verlorene Solidarität zu beklagen und das Verfallszenario zu überspitzen. Birnbaums Diskussion bewegt sich doch etwas sehr weit weg von den derzeit in Wissenschaft und Politik ausgetauschten Argumenten.

Nach den leidvollen historischen Erfahrungen, die die moderne Gesellschaft mit der intimen Allianz von Geld und Staat gemacht hat, ist es zudem auch für Sozialwissenschaftler schwer nachzuvollziehen, mit welcher Selbstverständlichkeit Birnbaum eine politische Kontrolle von Notenbanken (wieder-)einführen möchte. Erst recht ist unverständlich, dass Birnbaum wider alle Evidenz eine intensivere Verstaatlichung des Gesundheitssystems und seiner Versicherungen wünscht, obwohl doch gerade die jüngere Entwicklung in Deutschland zeigt, dass das Gesundheitssystem zu den am dynamischsten wachsenden Bereichen der Volkswirtschaft gehören *könnte*, wenn es

nicht durch die engen Kanäle der Sozialversicherung daran gehindert würde. Um Missverständnisse an dieser Stelle sofort zu vermeiden: Keinesfalls will ich bezweifeln, dass die Angemessenheit gleicher Versorgung auch in einem dynamisch neue Potentiale entfaltenden Gesundheitssystem der Zukunft politisch sichergestellt werden muss. Aber die dazu notwendigen Umverteilungen können erst stattfinden, wenn der entsprechende Kuchen gebacken worden ist oder gebacken wird.

Wer die Möglichkeiten eines neuen Schrittes nach vorne, eines Sozialpaktes der Zukunft realistisch ausloten möchte, muss die Enttäuschung über den einen, verlorenen Schritt zunächst verarbeiten. Birnbaums Buch zeigt, dass sich heute auch die Wortführer der Linken die unerfreulichen, frostigen Realitäten des 21. Jahrhunderts schmerzvoll erarbeiten. Ob aus einer derart normativen Selbstvergewisserung - unabhängig von den Bedürfnissen der Intellektuellen - tatsächliche Impulse für einen neuen gesellschaftlichen Aufbruch entstehen, vermag ich nicht zu beurteilen, bin gleichwohl skeptisch. Jenen, die heute in Millionenzahl immer häufiger inmitten der industrialisierten Wohlstandsländer ganz außerhalb der Institutionen stehen und totale Exklusion erfahren, ist mit einer verbitterten Verteidigung der alten Sozialkartelle jedenfalls nicht viel geholfen.

Gerd Nollmann,  
Duisburg

**Martin Frenzel, Neue Wege der Sozialdemokratie. Dänemark und Deutschland im Vergleich (1982-2002), Deutscher Universitäts-Verlag, Wiesbaden 2002, 300 S., 39,90 €.**

Was ist drin, wo Sozialdemokratie draufsteht? Auf jeden Fall das Falsche beziehungsweise immer das Richtige - solche Antworten von so oder anders Gläubigen gibt es noch, aber sie werden weniger. Eher charakterisiert die Lage, dass sich der Fraktionsvorsitzende und der Generalsekretär einer sozialdemokratischen Partei öffentlich darüber auseinander setzen, ob der „demokratische Sozialismus“ noch ein sinnvolles Parteiziel abgibt. Hat zwischen sozialdemokratisch hier, modern dort tatsächlich nur das Wörtchen „oder“ einen berechtigten Platz oder auch das „und“ eine ernsthafte Chance?

Sozialdemokratische Parteien regierten Ende der 1990er-Jahre in zwölf von fünfzehn EU-Staaten. Aber fundierte Selbstsicherheit oder gar verbreitete Hochachtung wollen trotz beachtlicher Wahlerfolge schon länger nicht mehr aufkommen. Zu ungewiss, zu nebulös und schwer zu greifen bleibt das sozialdemokratische Projekt im Licht moderner Leitsterne wie Globalisierung, Flexibilisierung, Individualisierung. Welche Auseinandersetzungen an der alten Konfliktlinie Kapital contra Arbeit müssen weiter gehen, welche Kontroversen sollten neu eröffnet und von welcher Position aus geführt werden? Wegen blinder Treue zu oder wegen des Verrats an arbeiterbewegten Idealen kritisiert zu werden, den Vorwurf zu ernten in den westlichen Gesellschaften entweder zu selbstverständlich Teil geworden oder zu sehr Fremdkörper geblieben zu sein, solche schlechten Erfahrungen stehen der Sozialdemokratie ständig offen. Dass aus dieser Zwickmühle ein Weg heraus führen, dass es einen Dritten Weg oder auch deren mehrere geben müsste, ist inzwischen ein verbreiteter Gedanke und vielfach geäußertes Wunsch. Unter den Büchern, die sich den Möglichkeiten Dritter Wege widmen, gehört Martin Frenzels „Neue Wege der Sozialdemokratie“ zu den informativen und spannenden.

1982 landen sowohl die SPD als auch die „Socialdemokratiet i Danmark“ (SD) auf den Oppositionsbänken. Die dänischen GenossInnen schaffen es 1993 wieder Regierungsmacht zu übernehmen - für acht Jahre, bis 2001. In Deutschland dauerte es tatsächlich die berühmten 16 Jahre, bis Schwarz-Gelb abgewählt wurde. Diese Zeitspanne von 1982 bis in die unmittelbare Gegenwart fasst Martin Frenzel ins Auge, um einen empirisch gut aufbereiteten Vergleich zu wagen zwischen dem sozialdemokratischen Gang der Dinge in Deutschland und in Dänemark. Dabei konzentriert er sich auf die Wirtschafts-, Sozial- und Umweltpolitik.

Die beiden Prämissen seiner Analyse legt Frenzel in wünschenswerter Weise offen. Er setzt zum einen voraus, dass programmatisch-strategische Inhalte maßgeblich über Erfolge und Misserfolge von Parteien entscheiden: „Prinzipienloser Pragmatismus hat keine Zukunft mehr.“ Bloßes Chancenmanagement, das es versteht, günstige Gelegenheiten beim Schopf zu fassen, genüge der Wählerschaft auf Dauer nicht. Weil die dänische Sozialdemokratie sich den programmatisch-strategischen Fragen in der Opposition gestellt

und in der Regierung die erarbeiteten Antworten nicht vergessen, sondern umgesetzt habe, könne sie - so Frenzels zweite Ausgangsthese - als Vorbild dienen. „Der dänische Weg eignet sich vortrefflich als menschenwürdiges, sanftes und ziviles Zukunftsmodell für eine moderne, die eigene Kernidee bewahrende SPD des 21. Jahrhunderts, jenseits der niederländisch-britischen „harten“ Wege.“

In einem umfangreichen ersten Teil beschreibt Frenzel systematische und historische Voraussetzungen seines Vergleichs zwischen SD und SPD. Er erörtert allgemeine Funktionsmechanismen politischer Parteien und fragt nach den programmatischen Potentialen einer modernen Sozialdemokratie. In erster Linie John Rawls' Gerechtigkeitstheorie, aber auch Anthony Giddens, Oskar Negt, Pierre Bourdieu sowie der britische Soziologe Thomas H. Marshall und der amerikanische Demokratie-Theoretiker Benjamin Barber dienen ihm als Kronzeugen dafür, dass sozialdemokratische Parteien nicht „zu dezidiert marktorientierten, eher sozialliberalen Wettbewerbsstaatsparteien mutieren“ müssen.

Teil zwei stellt den programmatischen Wandel sowie organisations- und wahlstrategische Veränderungen beider Parteien seit 1982 im Detail dar. Wo der SD „eine kluge Austarierung der drei Schlüsselfelder Wirtschaft, Soziales und Umwelt“ gelang, habe die SPD nur einen neuen Ökonomismus praktiziert und zugleich den alten Wohlfahrtsstaat propagiert. Die ökologische Wende sei vollzogen worden, wirtschafts- und finanzpolitisch aber sei die SPD auf halbem Wege stecken geblieben. Zudem sei es den Dänen besser gelungen, „über alle innerparteilichen Divergenzen und Fraktionen hinweg eine integrative, kollektive Führung an der Regierungspolitik zu etablieren“. Teil drei vergleicht die Regierungspolitiken Gerhard Schröders und Poul Nyrup Rasmussens'. Der „einfallsreiche Mix“ des Dänen aus „skandinavischer Wohlfahrtsstaats-Generosität, einem aber gleichwohl Härte zeigenden aktiven und aktivierenden Staat plus angloamerikanischer Flexibilität (d.h. lockerer Kündigungsschutz), Angebots- und Nachfragepolitik, Investitionen in aktive Arbeitsmarkt- und Beschäftigungspolitik“ wird ausführlich geschildert. Die rot-grüne Regierung der Berliner Republik wird demgegenüber mit äußerst spitzer Feder traktiert. Hier scheint der tagespolitische Frust des engagierten Gewerkschafters die analytische Distanz des Wissenschaftlers stellenweise

beeinträchtigt zu haben. Wo in Kopenhagen offen und offensiv die Vereinbarkeit scheinbarer Gegensätze strategisch begründet werde, herrsche in Berlin „Tohuwabohu und dilettantisches Politikmanagement“.

Der russische Maler Wassily Kandinsky hat vor 50 Jahren in einem Essay über Kunst und Künstler geschrieben, das Zeitalter des Entweder-oder sei zu Ende, es beginne das Und zu herrschen. Spätestens seit der Ost-West-Gegensatz aufgelöst ist und das Rechts-Links-Schema seine klaren Konturen eingebüsst hat, werden auch in der Politik die Möglichkeiten des Und ausgelotet; in einem Land wie Dänemark, dessen Regierung seit 1909 keine absolute Mehrheit, also kein Entweder-oder mehr kennt, offenbar leichter als anderswo. Dass das schon die ganze Antwort wäre auf die Frage, mit welcher Idee und welchem Konzept sozialdemokratische Politik im 21. Jahrhundert wieder zu einem Hoffnungsträger werden könnte, darf bezweifelt werden.

*Hans-Jürgen Artt,  
Berlin*

**Wilhelm Heitmeyer/John Hagan (Hrsg.), Internationales Handbuch der Gewaltforschung, Westdeutscher Verlag, Wiesbaden 2002, 1582 S., 99,90 €.**

**Paul Kevenhörster/Dietrich Thränhardt (Hrsg.), Demokratische Ordnungen nach den Erfahrungen von Totalitarismus und Diktatur. Eine international vergleichende Bilanz, LIT-Verlag, Münster u.a. 2003, 238 S., 24,90 €.**

Besprechen kann man das von Heitmeyer/Hagan herausgegebene Werk eigentlich nicht, höchstens vorstellen und anpreisen. Die geballte Informationsmenge, die gute 1,8 Kilogramm auf die Waage bringt, wurde von 81 in- und ausländischen Fachleuten verfasst und stellt auf anspruchsvollem Niveau sicherlich die gelungenste Handreichung zur Gewaltproblematik dar, die auf dem Markt ist. Die enorme Koordinierungsleistung eines derartigen Unterfangens lässt sich nur erahnen, aber sie hat sich gelohnt. Die 62 Einzelbeiträge, die nach einem einleuchtenden Ordnungsprinzip gegliedert, klar strukturiert, sprachlich anspruchsvoll gehalten und mit weiterführender Literatur versehen sind, vermitteln fast lexikalisch den zu ihrem jeweiligen Themenbereich erreichten Wissensstand.

Diese gleichermaßen zusammenfassende wie auf offene Forschungsfronten verweisende Problemschau verleiht dem Band zugleich den Gebrauchswert eines Kompendiums. Die Benutzer können sich rasch und umfassend orientieren, z.B. zu der Frage, welchen Beitrag die Religionswissenschaften zur Gewalterklärung bieten. Zudem wird der Leser angeregt, weiter nach vorne oder hinten zu blättern, da sich allenthalben Querverweise finden. Überdies werden jeweils Erklärungsdefizite markiert, die zugleich sparten-typische Erkenntnisgrenzen verdeutlichen.

Dem Gewaltsyndrom ist - wenn überhaupt - im Alltag wie in der politischen Realität begrifflich, analytisch und folglich auch praktisch-therapeutisch durch Ressortpatriotismus schwerlich beizukommen. Erforderlich sind vielmehr Blickausweitungen und zudem die selbstreflexive Bereitschaft, wie immer begründete Definitionsangebote in diesem Feld ideologiekritischen Kriterien zu unterwerfen.

Sieht man von kleineren Fehlern ab, die sich schwerlich vermeiden lassen, dann ist das Buch also sein teures Geld wert. Wer immer sich gleichermaßen in Praxis oder Wissenschaft einen Überblick über den komplexen Diskussionsstand in der Gewaltdebatte verschaffen will, kommt um diese Zusammenstellung kaum herum, selbst wenn einige Debattenfelder wie sozialbiologische oder neurowissenschaftliche Erkenntnisfronten ebenso ausgeblendet bleiben wie eher zeitgeistkritisch orientierte Sichtweisen, die beispielsweise auf den Zusammenhang von neoliberalen Politikeffekten wie Deregulierung, Arbeitsplatzschwund oder Verwahrlosung abzielen. Doch an irgend einem Punkt ist Ausgrenzung geboten, andernfalls wäre der Band noch umfangreicher geworden.

So setzte die Werk-Konzeption ihren Schwerpunkt auf ein eher sozialtheoretisch-historisches Herangehen an die Gewaltfrage. Dafür gibt es erkenntnisrationale gute Gründe. Sie ergeben sich nicht zuletzt aus der handlungstheoretischen Optik, die im Vorwort durchscheint. Danach ist Gewalt kein Schicksal, schon gar nicht als kollektives Phänomen. Es bleibt vielmehr mit den sozialgeschichtlichen Adaptionsmechanismen der Kulturen verwoben. Ihr Aufkommen schwankt insofern erheblich, auch auf der Bühne der Individualgewalt.

Das Auf und Ab der Gewalt ist als komplizierter Ausdruck einer gelungenen beziehungsweise

aber anomischen Sozialisation und/oder Vergesellschaftung zu verstehen, wie es schon ein Isaak Iselin in seinem „Versuch über die gesellige Ordnung“ (1772) vermutet hat, ohne dass damit etwas über die anthropologische Begabung zur Aggression ausgesagt wäre, die diachron wirkt, weil sie zu den Voraussetzungen der Enkulturation des Menschen zählt.

„Gewalt kann Bände sprechen“, heißt es einmal. Das ist in mehr als einer Hinsicht zutreffend und spiegelt sich entsprechend in dem breit gefächerten Themenspektrum des Werkes, welches sich aus guten Gründen dennoch auf Entwicklungen in der Hochentwicklung konzentriert. Nicht etwa nur deswegen, weil das Terrain der Unfriedlichkeit andernfalls unüberschaubar würde. Vielmehr kann von den Zivilisationshöhen aus auch jene aufklärerische Erwartung überprüft werden, wonach die Gewalttätigkeit parallel zu sozialen, pädagogischen, medizinischen oder politischen, kurz zivilisatorischen Fortschritten abnimmt?

Wobei darauf zu achten bleibt, ob man in der westlichen Welt im Sinne älterer Zivilisierungstheoreme tatsächlich von einer „höchsten und proportionirlichsten Bildung“ der Menschen „zu einem Ganzen“ (Humboldt) reden kann? Oder handelt es sich um Fortschritt im Sinne einer bloß allseitigen Ausbildung materieller Kräfte, weil *motus nihil generat praeter motum*: Fortschreiten per se nichts weiter als Fortbewegung belegt?

Sollte das der Fall sein, dann steht jene „Revolution der Denkungsart“ weiter aus, von der z.B. Kant als Grundvoraussetzung vernünftiger und damit vor allem auch gewaltärmerer Vergesellschaftungsweisen ausging: was verlangt, dass die Menschen im Sozialverkehr nicht länger „als Zweck für fremde Zwecke“ vernutzt würden.

Ansonsten ist das auch im transatlantischen Kulturraum beobachtbare Gewaltaufkommen weiter naturwüchsig und widerlegt keineswegs jene Zivilisierungshoffnungen seit Turgot oder Condorcet, wonach die Umgangsformen milder würden, falls die Verhältnisse erträglicher wären. Wesentliche Bedingungen einer friedlicheren Interaktion wie Versorgungssicherheit, Orientierung oder auch Autonomie der Mitwelt fehlen dann nach wie vor, trotz aller Mode-Illusionen über die herkunfts-unabhängige und daher für alle aussichtsreiche Individualisierung in einer optionen-reichen Erlebnisgesellschaft als Medieninszenierung.

Aber derartige Deutungsfragen stehen nicht im Mittelpunkt des vorliegenden Sammelbandes. Vielmehr geht es um eine möglichst breite und aspektreiche Präsentation des Themenmaterials, weswegen unterschiedliche Fächer (Historiker, Psychologen, Politikwissenschaftler, Pädagogen, Soziologen etc.) zu Wort kommen. Neben

- begrifflichen Anstrengungen, Gewalt semantisch einzukreisen, ohne allzu gewaltsam dabei vorzugehen;
- der Darlegung methodologischer Vermessungsprobleme im Gewaltfeld, was nicht nur mit dem Datenzugang, sondern auch mit den Definitionsfragen zusammenhängt und
- konkurrierenden Theorieangeboten zur Erklärung von Aggression, Gewalttätigkeit und Kollektivgewalt

werden unterschiedliche Felder wie Familie, Schule, Benachteiligung, Randgruppen, Politik, Geschlecht, Militär, Gefängnis, Polizei, Terrorismus, Rechtsextremismus, Medien, Kriminalität, Suizid, Mobbing, Gewaltmonopol, Widerstand etc. vorgestellt, in denen sich Gewalt in dieser oder jener Art und Weise zu Wort meldet, wobei sich im Unterschied zu früheren Aufbereitungen vor allem auch die Opferlage berücksichtigt sieht. Diese anspruchsvollen Detailuntersuchungen sind eingerahmt von ideen-, literatur- oder auch kulturgeschichtlichen Beiträgen zum Umgang mit dem Gewaltdilemma, die dem Band eine beeindruckende Tiefenschärfe geben.

Also eine rundum überzeugende Leistung, wie gesagt. Aber wo viel Licht ist, fällt auch Schatten. Es sind vor allem zwei Nachfragen, die das Informationsvolumen dann doch nicht ganz befriedigt. Sicherlich, mehr als eine eklektische, vielleicht exemplarische Bestandsaufnahme war nicht beabsichtigt, konnte es auch gar nicht sein; insofern trifft der angesichts der Fülle nahe liegende Einwand, lieber weniger, dafür aber mehr Themenkonzentration (*non multa, sed multum*) nicht zu. Es fallen uns unschwer weitere Felder ein, die behandelt hätten werden können. Aber schon so hat die Vielfalt ihren Preis. Das Gewaltverständnis des Bandes gleicht am Ende juristischen Verlegenheitslösungen, die in diesem Bereich jeweils mit jener Interpretation operieren, die sich gerade durchsetzt.

Entsprechend verdünnt sich der Wortgebrauch zur Allerweltsbezeichnung, so dass nicht immer klar scheint, wer mit dieser Denomination ei-

gentlich was genau bezeichnet. Zwar ist einleitend auf das Benennungsproblem hingewiesen worden, dennoch irritiert die Spannweite dessen, was den Autoren jeweils als Gewalt gilt. Das hinterlässt den Eindruck der Beliebigkeit, irgendwie gerät zunehmend zur Gewalt, was unangenehm wirkt. Das ist im Alltagsverständnis nicht anders, was auf die Sensibilisierung gegenüber dieser Kommunikationsform in der Hochmoderne verweist, für die Gewalt eben immer mehr umfasst als direkte Schmerzkommunikation.

Es könnte aber auch sein, dass die entsprechende Unschärfe ein Ausdruck der gerade herrschenden Sichtweise darstellt, die eine pankratische Einfärbung aufweist. In Übereinstimmung mit weltpolitischen Tendenzen, Gewalt und Dezision wieder den Vorrang vor Verhandlung und Vertrag einzuräumen, ergeht sich die Mitwelt in anthropologischer oder bionomer Schwarzseherei. Könnte diese Blickenrührung aber nicht ihrerseits die Ursache von Gewalthandeln werden, anstatt die Analyse strukturell wie funktionaler Gewaltursachen zu befördern, um sie womöglich einzuschränken? Das war während der Prosperitätsphase in den letzten dreißig Jahren doch immerhin möglich gewesen.

Die Frage soll hier offen bleiben, wissenschaftssoziologisch sind auch Forschungsthemen keineswegs immun gegenüber Zeitstimmungen. Das kann im positiven Sinne der Blick in den von Kevenhörster und Thränhardt publizierten Essayband zu den internationalen Durchsetzungserfolgen und -aussichten demokratischer Regierungsweisen nach dem Ende des Kalten Krieges zeigen. Kenntnisreich wird die Karriere offenerer Politikformen in den verschiedenen Weltregionen nach dem Wegfall der Systemkonkurrenz ausgebreitet. Sie widersprechen der modischen Unkerei mit Blick auf die Zeitläufe. Dieser Band wirkt nicht nur wie ein politisch-pädagogisches Gegengift gegen die Zustandsverdrossenheit. Er konterkariert auch eine Sicht der Dinge, die durch Umdeutung normaler Vergesellschaftungshärten in Gewalt das Risiko heraufbeschwört, sich durch deren angebliche Allgegenwart einschüchtern und damit den Dingen ihren Lauf zu lassen.

Zwar können sich sehr unterschiedliche Freiheitsstadien unter dem breiten Hut der Demokratiebezeichnung verbergen, worauf Bernard Crick vor langem verwiesen hat. Selbst hierzulande sind ja partitokratische Ermüdungserscheinungen zu verzeichnen, ganz abgesehen einmal

davon, dass der reale Teilhabefaktor eines Bürgers schrumpft, je mehr Souveränitätsrechte etwa im Namen der EU außer Landes geschafft werden.

Aber immerhin, wenn etwas der verbreiteten Sorge entgegentreten kann, gegen die allfällige Gewalt sei kein Kraut gewachsen, dann ist es die Pflege und Ausweitung der Demokratie als Bedingung für die Möglichkeit politischer, also frei-entschiedener Lösungen gesellschaftlicher Konflikte, die in komplexen Gesellschaften nun einmal nicht zu vermeiden sind. Nicht zuletzt diese Erkenntnis arbeitet der Band von Kevenhörster und Thränhardt heraus. Gewalt hingegen ist kein Ersatz für Kommunikation, sondern meint den Abbruch zivilisierter Umgangsformen, wodurch sich auch Politik als Problemlösungsmedium ausgehebelt sieht.

Was bleibt, ist verbreitetes Leiden und der Triumph von Interessenten und Nutznießern, über die bei Heitmeyer/Hagan leider viel zu wenig zu lesen steht, obschon sich Systeme der Barbarei, die keine Grenze zwischen legal und illegal anerkennen, laut Norbert Mappes-Niediek (Balkan-Mafia, Links Verlag, Berlin 2003) auch in Europa südlich von Kroatien wieder etabliert zu haben scheinen.

Damit aber rückt das vom Handbuch aus Platzgründen in die Außenmoderne Verbannte immer näher, wenn es nicht schon mitten in der Hochentwicklung siedelt! Doch wie in E. A. Poes „Maske des roten Todes“ (1842) lässt sich das Elend nicht aussperren. Es reagiert so oder so mit erhöhtem Gewaltdruck, der immer schwerer auf den Globalisierungszentren lastet, je weiter die Deregulierung der Märkte fortschreitet.

*Sven Papcke,  
Münster*

**Andrei S. Markovits/Steven L. Hellerman, Im Abseits. Fußball in der amerikanischen Sportkultur, Hamburger Edition, Hamburg 2002, 550 S., 35 €.**

Während die USA ihre weltpolitische Rolle in der internationalen Politik und globale Reichweite als wirtschaftliche, militärische und zivilisatorische Weltmacht aktuell erneut demonstrieren, stehen ausgerechnet sie trotz ihrer einflussreichen Bedeutung der amerikanischen Kultur fußballerisch betrachtet „im Abseits“. Warum ist eine Nation, in der der Sport mit Leidenschaft beladenem Enthu-

sasmus und kompetitivem Ehrgeiz eine zentrale, gesellschaftsrelevante Rolle einnimmt, in der sportliche Wettkämpfe die beliebteste Form der Freizeitgestaltung - seien sie in aktiver oder in passiver Form, vermittelt durch die Medien - darstellen, nicht ebenso „angesteckt“ von der Faszination des Fußballspiels? Der Fußball stellt immerhin auf dem europäischen Kontinent die Sportart dar, die die meisten Zuschauer anzieht und derweilen als Bestandteil der kulturellen Identität betrachtet wird. Warum also spielt in der von Basketball, Football, Baseball und Eishockey dominierten Sportöffentlichkeit Nordamerikas der Fußballsport nach wie vor eine marginale Rolle und auf der anderen Seite: Warum haben die vier populärsten Sportarten in der amerikanischen Sportkultur sich in den meisten Ländern der Welt bisher nicht durchsetzen können? Diesen Fragen gehen Andrei S. Markovits und Steven L. Hellerman auf den Grund. In ihrer aufschlussreichen Analyse, die sowohl für Laien als auch für Sozialwissenschaftler und alle kulturell und sportlich Interessierten gleichermaßen zu empfehlen ist, decken sie die historischen, kulturellen, ökonomischen und massenpsychologischen Hintergründe der Entwicklung und Etablierung der in den USA dominierenden Sportarten auf.

Mit analytisch-wissenschaftlichem Feingefühl und einer spürbaren Leidenschaft der beiden Autoren für den Sport wird der Leser in den Bann gezogen und geht mit Markovits und Hellerman auf den Weg der politischen Soziologie fortgeschrittener Industriegesellschaften und ihrer Populärkultur vom späten 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Auf dieser faszinierenden Reise, die die reziproken Zusammenhänge von Sport, Gesellschaft und Geschichte einschließt, versteht der Leser schließlich den Grund des „amerikanischen Sonderwegs“ bezüglich der Faszination Fußball und erkennt, dass dieser nicht im Spiel selbst begründet ist. Die marginale Existenz des Fußballs im amerikanischen Sportraum lässt sich anhand von drei zusammenhängenden Gründen erklären, die sich in folgende Bereiche aufgliedern: historisch-soziologisch, kulturalanthropologisch und organisatorisch-institutionell. „Im Abseits“ ist das erste Buch, das diese Hintergründe mit einer historisch fundierten und systematisch angewandten politischen Soziologie aufdeckt und hierbei im Kontext anderer Besonderheiten der US-amerikanischen Gesellschaft vergleichend beleuchtet.

Die Sportpolitologen Markovits und Hellerman zeigen auf, dass - wie alle Industrieländer -

auch die Vereinigten Staaten etwas herausbildeten, was sie als „hegemoniale Sportkultur“ bezeichnen. Sie meinen hiermit die Sportkultur, die mehr das emotionale Leben eines Landes beeinflusst als dessen aktive sportliche Tätigkeit, die mehr die Agenda von Radio-, Fernsehprogrammen und Zeitungen beherrscht als die sportlichen Anstrengungen auf den Spielplätzen. Diese Art von Sportkultur erreicht eine emotionale Mobilisierung einer breiten Öffentlichkeit, die weit über die Aktivitäten professioneller, sportlicher Akteure hinausgeht, womit die Anhängerschaft sich als wichtiger herausstellt als das „tatsächliche ‚Tun‘“.

Die Entwicklung der heutigen hegemonialen Sportkulturen brach, so heben Markovits und Hellerman hervor, bereits 1860 an und setzte sich kontinuierlich fort, sodass sich dauerhafte Strukturen bildeten, die sich in das alltägliche Leben integrierten. Die hegemoniale Sportkultur breitete sich schließlich in kommerzieller Form aus und etablierte sich bis zu den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts in Europa wie in den Vereinigten Staaten zu einem festen Bestandteil des modernen industriellen Lebens. Soweit zu den Gemeinsamkeiten der Etablierung hegemonialer Sportkulturen zu beiden Seiten des Atlantiks. Betrachtet man mit Markovits und Hellerman jedoch die Unterschiede, so fällt auf, dass der europäische „Sportraum“ sich durch den Fußball füllte, während sich in den Vereinigten Staaten als einzigem Land der Erde vier Mannschaftssportarten, zunächst Baseball, gefolgt von American Football und Basketball und schließlich Eishockey etablierten. Zwar wurde auch in den USA Fußball gespielt, wie Markovits und Hellerman hervorheben. Doch im Gegensatz zu Europa, Lateinamerika und einem großen Teil der Welt, entwickelte sich der Fußball in den USA nie zu einer mitreißenden, freizeitfüllenden, Gesprächsstoffliefernden und die Medienagenda zu bestimmten Zeiten dominierenden Leidenschaft, kurz zu einer hegemonialen Sportkultur. Markovits und Hellerman erklären diese Marginalisierung des Fußballs in den USA vor dem Hintergrund der Etablierung der dominierenden Mannschaftssportarten im amerikanischen Sportraum zwischen 1870 und 1930, eine entscheidende Zeitspanne politischer, wirtschaftlicher und kultureller Modernisierung in den USA, in der die dominierenden Sportarten sich durch den Vorteil des Zuerstkommens sowie durch weitere Vorteile wie die Herausbildung eigener

Traditionen und vor allem die Schaffung einer engen emotionalen Bindung zu einer breiten Öffentlichkeit zu einem Teil der Massenkultur entwickelten. Durch eine zunehmende Mediatisierung der Alltagswelten konnte schließlich eine steigende Anzahl von Anhängern ihrer hegemonialen Leidenschaft frönen, was die dominante Position im Sportraum weiter festigte und es somit „Neuankömmlingen“ wie dem Fußball schwer machte. Fußball als Massenkultur konnte sich somit im Sportraum der USA nicht etablieren, da dieser bereits durch andere Massensportarten wie American Football besetzt war.

Neben dem gewichtigen ersten Grund für die Marginalisierung des Fußballs in der amerikanischen Sportkultur, dem Hinausdrängen als Freizeitaktivität und Zuschauersport im 19. Jahrhundert „von unten her“, an der gesellschaftlichen Basis, enthüllen Markovits und Hellerman einen zweiten bedeutenden Grund, weshalb der Fußball in den USA nicht im gesellschaftlichen Netz verankert ist. Dieser liegt im spezifischen Immigrationscharakter der US-amerikanischen Gesellschaft verwurzelt. Die Einwanderer fanden eine Gesellschaft vor, in der sie durch den Sport die Möglichkeit hatten, sich mit den ethnisch-verschiedenen Gruppen im Lande zu vereinen und statt der Unterschiede das Gemeinsame zu betonen. Hierbei verband die Menschen die gemeinsame Emotion, die Leidenschaft für den Sport. Die Fußballenthusiasten unter den Immigranten verzichteten zudem auf Versuche, ihren Sport in die Kultur des Landes zu integrieren. Stattdessen betonten sie die nichtamerikanischen Wurzeln des Spiels, mit der Absicht, ihre eigene vor-amerikanischen Identität zu bewahren und die Verbindung zu ihren europäischen Ursprüngen aufrecht zu erhalten. Eine „Amerikanisierung“ des Spiels hätte, so Markovits und Hellerman, „seinen Daseinszweck verneint“. Der Fußball in den USA wurde als Sport der Arbeiterklasse angesehen. Ähnlich wie der Sozialismus, so Markovits und Hellerman, habe der Fußball in den USA sich nicht etablieren können, weil er der bürgerlichen Mentalität und dem amerikanischen Traum von den unbegrenzten Möglichkeiten zuwiderliefe.

Der dritte, von den Autoren angeführte Grund liegt in den „organisatorischen Sackgassen“ und „institutioneller Verstocktheit“, die die erfolglose Entwicklung des Fußballs in den USA begleiteten. Die Geschichte des Fußballs in Amerika lässt sich so schließlich auch als eine Geschichte von verpassten Möglichkeiten und unglücklichen Zufäl-

len, zerstrittenen Funktionären und habgierigen Managern verstehen, deren Inkompetenz eine Etablierung des Fußballs in den Vereinigten Staaten verzögert, wenn nicht unterbunden habe.<sup>1</sup>

Die Autoren veranschaulichen, dass die Etablierung des Fußballs im Sportraum der USA vor allem dadurch behindert wurde, dass der Fußball nicht die notwendige Verankerung in komplexe kulturelle Zusammenhänge und damit verbunden strukturelle Netzwerke von Organisationen und Ligen auf allen Ebenen des Spiels erreichen konnte.<sup>2</sup>

In ihrem Ausblick beschreiben Markovits und Hellerman einerseits ein für den Leser nachvollziehbares pessimistisches Szenario der fortdauernden Marginalisierung des Fußballs im amerikanischen Sportraum.<sup>3</sup> Dieses besagt, dass die Geschichte der stabilen Etablierung der genannten Sportarten und die dargelegte Chronik der

---

1 Markovits und Hellerman weisen auf eine Ausnahme hin: Baltimore.

2 Die dargelegte Entwicklung, die die Etappen verschiedener Versuche der Etablierung der Fußballs - hierunter auch eine erfolgversprechende - in einer amerikanischen Fußballliga nachzeichnet, zeigt somit auf, dass aufgrund unzulänglicher Organisation, die Marginalisierung der Fußballs in den USA nicht verhindert werden konnte. Das Scheitern der ALPFC trug ebenso dazu bei, eine Etablierung des Spiels in den USA zu verhindern wie die Tatsache, dass eine Verbreitung „von oben nach unten“ deshalb sehr unwahrscheinlich war, weil der amerikanische Football bereits das Fußballspiel aus dem Sportraum der Mittelschicht verdrängt hatte. Auf einen unbestrittenen Erfolg der später gegründeten American Soccer League (ASL) folgte schließlich auch ihr Zerfall, bedingt durch interne Konflikte und Führungsdefizite. Die zweite ASL bestand bis 1983. Die 1988 gegründete Nachfolgeorganisation fusionierte schließlich mit der Western Soccer League (WSL) zur American Professional Soccer League.

3 Die Entwicklung der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Modernisierung von Industriegesellschaften zwischen 1870 und 1930 war eine entscheidende Phase der Etablierung der hegemonialen Sportkulturen, die bis dato enge gefühlsmäßige Bindungen zu einem ausgedehnten Teil der Bevölkerung aufbauen und somit einem integralen Bestandteil der Massenkultur etablieren konnten. Während dies in den USA durch den Baseball, den Football und den Basketball und den Eishockey geschah, erfüllte der Fußball in den europäischen und lateinamerikanischen Ländern eine ähnliche Funktion. Markovits und Hellerman heben eindrucksvoll anhand zahlreicher internationaler Beispiele die Verbindung von Identifikation, Fanbildung und Nationalismus hervor.



fehlgeschlagenen Versuche des Fußballsportes in den USA eine Etablierung des Fußballs in der US-amerikanischen Sportkultur verhindern wird. Eine zweite Variante lässt andererseits Fußballfans optimistischer in die Zukunft blicken. Diese legt den Gedankengang nahe, dass eine dauerhafte Präsenz der MLS, der Major League Soccer, zu einer Etablierung des Sports im amerikanischen Sportraum führen wird. Zwar wird der Fußball keine zentrale Rolle wie die bereits etablierten Sportarten spielen, doch er wird auch nicht weiter an der Randzone der amerikanischen Sportkultur, in der er im letzten Jahrhundert verharrte, verweilen. Mit zunehmender Qualität der Spiele, Trainer und Spieler wird das Wettkampfniveau steigen. Rivalitäten zwischen konkurrierenden Mannschaften werden entstehen und der Fußballsport wird sich neben dem Baseball zu einem soliden Sommersport in den USA entwickeln. Dies wird wiederum die Qualität der Nationalmannschaft verbessern, die mit zunehmendem Spielerfolg an Prestige gewinnt und zu einem Nationalstolz führt, der Zündstoff für die weitere Etablierung des Sportes sein wird.<sup>4</sup> Mit zunehmendem Erfolg werden auch die Chancen der wirtschaftlichen Prosperität der fußballerisch engagierten Athleten steigen. Nicht zuletzt durch ein bedeutendes und „trendbildendes Ereignis“ wird der Popularitätsgewinn des Fußballs in den USA, der durch die nationalen Gefühle untermauert wird, steigen. Die demographischen Entwicklungen der USA gemeinsam mit ihrer kulturellen und wirtschaftlichen Dynamik begünstigen zudem eine Erweiterung des amerikanischen Sportraums durch den Fußball. Die Tendenz der Zunahme in der Vielfalt wird hiernach neben den „Großen Drei und Eishockey“ Chancen einer Etablierung des Fußballs in der amerikanischen Sportkultur bieten, sodass schließlich die USA fußballerisch gesehen nicht mehr „im Abseits“ stehen werden.

Welches Szenario schließlich eintreten wird, das wird die Zukunft zeigen. Markovits und Helleman ist es gelungen, die geschichtlichen, kulturhistorischen Hintergründe der Bedeutung he-

gemonialer Sportkulturen aufzuzeigen und realistische Möglichkeiten ihrer Entwicklung vorzuzeichnen. Dem Buch ist eine große Resonanz in der deutschen Öffentlichkeit zu wünschen. Es bietet wissenschaftlich Substanzielles und regt zur weiteren Auseinandersetzung an. Ein fein ausgearbeitetes Glossar bietet zudem Einblicke in die „Sprache des Sports“, die sich in alltägliche Sprachwendungen integriert hat. Ihre sorgfältige Analyse eröffnet einen tiefgehenden Einblick in die Dynamik sozialer Prozesse und leistet einen wesentlichen Beitrag zum Verständnis der Rolle des Sports zu beiden Seiten des Atlantiks.

*Katrin Döveling,  
Erfurt*

**Immanuel Wallerstein, Utopistik. Historische Alternativen des 21. Jahrhunderts, Promedia Druck- und Verlagsgesellschaft, Wien 2002, 128 S., 9,90 €.**

Utopistik nennt Immanuel Wallerstein sein Vorgehen, das die Optionen zeigen soll, die nach dem von ihm prognostizierten Zusammenbruch des Kapitalismus möglich werden. Im Gegensatz zur ort- und zeitlosen Utopie erörtert sein Utopistik-Konzept die Frage, wie eine konkrete andere, glaubhaft bessere, historisch aber auch mögliche Zukunft gestaltet werden könnte. Wallerstein geht dabei davon aus, dass Wissenschaft, Moral und Politik Auskunft geben können, welches die letzten (welt)gesellschaftlichen Ziele sein sollten.

Derartige gesellschaftliche Gesamtziele festzulegen, sei nur in der Zeit eines historischen Übergangs realistisch, die der Autor um die Jahrtausendwende als gegeben unterstellt. Die Kraft des die Geokultur des kapitalistischen Weltsystems bestimmenden (Neo)Liberalismus verfällt zusehends. Damit geht das Vertrauen der Menschen in die Fähigkeit der Staaten verloren, zu einer Verbesserung des Gesamtwohls aller beizutragen. Durch diese Delegitimierung des sozialen Staatsverständnisses greift eine Antistaatsideologie um sich, die den Staat, den Pfeiler des modernen Weltsystems, unterminiert. Da ohne starke Staaten die notwendige endlose Kapitalakkumulation aber unmöglich wird, muss das kapitalistische Weltsystem in seine endgültige Krise geraten. Die Hoffnung auf eine bessere Welt ist geborsten.

4 Markovits und Helleman weisen beispielhaft auf den Erfolg der US-Frauen beim Weltmeisterschaftsturnier des Frauenfußballs im Jahr 1999 hin, der sich zu einer „nationalen Festveranstaltung entwickelte“. Der US-amerikanische Frauenfußball war überdies populärer als in jedem anderen Land der Welt, was einen weiteren amerikanischen Sonderweg kennzeichnet.

In der bereits laufenden Phase des Übergangs, die vielleicht die kommenden fünfzig Jahre andauern könnte, wird der Kapitalismus immer schwächer. Zurückzuführen ist diese Entwicklung auf den globalen Trend zur Erhöhung der Lohnkosten, durch das Anwachsen der Staatsausgaben wie auch durch die steigenden Kosten für die nötigen Reparaturen an der Umwelt. Diese Faktoren belasten die Unternehmen, ohne dass die ohnehin geschwächten Staaten in der Lage sind, den Kostendruck zu mildern. In der Folge tritt global verstärkt das Problem auf, angemessene Profite erzielen zu können. Damit wird auch die Hoffnung auf weitere Fortschritte hinfällig. Wallerstein zeichnet ein Szenario, das von großer Unordnung, persönlichen Unsicherheiten und Gefährdungen, von Auflösung und Desintegration gekennzeichnet ist - das Bild eines Wirtschaftssystems in tiefster Krise, das nicht mehr zu einem Gleichgewicht zurückfindet und deshalb in einem unkontrollierbaren Chaos versinken wird.

Für die Zeit nach dem Übergang erwartet der renommierte Soziologe ein System sozialer Gerechtigkeit, das relativ demokratisch und egalitär sein könnte, weil der Primat der endlosen Kapitalakkumulation beendet wird. So ließen sich Strukturen entwickeln, die jedermanns Lebensqualität verbessern und gleichzeitig die Bedingungen der Biosphäre respektieren. Als Produktionsmodus des neuen Systems, das dann

vielleicht die nächsten 500 Jahre prägen wird, schlägt er die Einrichtung gemeinnütziger Betriebe vor, deren Erfolg nicht zuletzt von der Kreativität der menschlichen Phantasie bestimmt wird.

Die letzte Phase des Übergangs wird nicht kampflos verlaufen. Die Privilegierten werden mit allen Mitteln versuchen, ihre Privilegien zu bewahren. Die anstehenden Auseinandersetzungen für die Unterdrückten wirksam führen kann wohl nur eine zivilgesellschaftliche Regenbogen-Koalition, deren Erfolg allerdings unsicher bleibt.

So vage diese Aussichten sind, so vage abgefasst ist die gesamte kleine Schrift, und zwar sowohl argumentativ wie auch sprachlich, wozu die oft unglückliche Übersetzung beiträgt. Die argumentative Vagheit verdankt sich wohl der Tatsache, dass Wallerstein bloß eine Kompilation eigener früherer Publikationen vorlegt, ohne deren Kenntnis die Schrift häufig unverständlich wirkt. Über den Inhalt mag man geteilter Meinung sein. Es bedarf jedenfalls beträchtlicher „dialektischer“ Anstrengungen, um die Argumentation nachvollziehen zu können und zu wollen. Wallerstein wollte mit diesem Büchlein wohl eine „Alterswerk“ vorlegen - ob es „weise“ geraten ist, wird erst die Zukunft erweisen.

*Bernd M. Malunat,  
München*